

Barbara Sichtermann

Viel zu langsam viel erreicht



Barbara Sichtermann

# Viel zu langsam viel erreicht

Über den Prozess der Emanzipation

zu**Klappen!** 

Für meine Schwester Marie Sichtermann,  
die als Kind auf alle Bäume geklettert ist,  
die hoch genug waren

Dieses Werk wurde vermittelt durch  
Aenne Glienke | Agentur für Autoren und Verlage  
[www.aenneglienkeagentur.de](http://www.aenneglienkeagentur.de)

© 2017 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe  
[www.zuklampen.de](http://www.zuklampen.de)

Lektorat: Bettina Eschenhagen · Hildesheim  
Satz: Germano Wallmann · Gronau · [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)  
Umschlaggestaltung: Hildendesign · München · [www.hildendesign.de](http://www.hildendesign.de)  
Illustration: © HildenDesign, Verena Rankl  
Druck: CPI – Clausen & Bosse · Leck

ISBN 978-3-86674-556-8

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

# Inhalt

Vorweg: Die Fragestellung	7
Kapitel 1: Kategorien	11
Kapitel 2: Räume	26
Kapitel 3: Bezogenheit	41
Kapitel 4: Gewalt	55
Kapitel 5: Macht	68
Kapitel 6: Liebe	82
Kapitel 7: Sexualität	96
Kapitel 8: Geist	110
Kapitel 9: Arbeit	124
Kapitel 10: Schönheit	137
Fazit	151
Literatur	158
Die Autorin	160



## Vorweg: Die Fragestellung

Man möchte gerne drauflosleben. Man möchte einen Lebensweg finden und einschlagen, ohne lange über die Bedingungen der eigenen Möglichkeiten nachzudenken. Das Reflektieren stört eine Spontaneität, die mit der Vorstellung von Lebensfreude verbunden bleibt, auch wenn spontanes Handeln in Sackgassen und Kümernisse führt. Ungute Erfahrungen sind es ja dann auch, die zum Reflektieren nötigen. Man möchte gerne einfach so da sein und sich behaupten und gar das Leben genießen, aber dieser Wunsch muss beständig kuschen, denn es gibt zu viele Bedingungen, die unsere Möglichkeiten definieren und beschränken und die wir deshalb verstehen müssen. Also beginnen wir, nolens volens, mit dem Nachdenken. Was ist unsere Stellung als Menschen im Kosmos? Was können wir in unserer unmittelbaren Wirklichkeit tun und gar ändern? Wo liegt unsere Freiheit, spontan zu handeln? Gibt es sie überhaupt? Wovon reden Frauen, wenn sie sagen, ihre Freiheit sei nicht verwirklicht, Gleichheit sei nicht garantiert? Und: Warum müssen sie das heute überhaupt noch sagen? Die letzten beiden Fragestellungen sind es, die uns im Folgenden beschäftigen.

Eins kann man inzwischen gut beobachten: Junge Frauen, die sich gegen Vorhalte und Forderungen älterer Frauen, doch entschiedener für die Gleichberechtigung einzutreten, wehren und sagen: Wir *sind* frei, wir können alles machen, lasst uns mit eurer Männerfeindschaft und eurem erledigten Feminismus in Ruhe, junge

Frauen, die nicht kämpfen, sondern leben wollen, setzen auf die Möglichkeit, spontan in die Welt hinauszufahren, ohne ihre Möglichkeiten allzu genau auf verschlossene Zugänge hin abzuklopfen. Und das ist richtig so! Wäre es anders, hätten die Älteren, also die Generation, die in den 1970er Jahren die Emanzipation ausrief, gar nichts bewirkt. Es waren die Erfolge der Neuen Frauenbewegung, die den Töchtern und Enkelinnen der jetzt gealterten Emanzen das unablässige besorgte Reflektieren über die Bedingungen ihrer Möglichkeiten erspart haben – und genau das wollten sie ja auch erreichen: dass ihre Töchter unter verbesserten Bedingungen ins Leben starten, unter der Fahne der Gleichberechtigung, ohne täglich dafür streiten zu müssen. Die jungen Frauen akzeptieren es denn auch nicht, dass ihr Wunsch, ein Leben als freie Frauen spontan zu leben, kuschen soll, nur weil die älteren von ihnen verlangen, ihre Möglichkeiten zu bezweifeln, da angeblich die Bedingungen immer noch nicht stimmen. *Gefühlt* haben die jungen Frauen unendliche Möglichkeiten, und die wollen sie nutzen, ohne sich mit Grübeleien über die Bedingungen den Schneid abkaufen zu lassen. Manche erkennen dann in der Mitte ihres Lebens, dass bei den Bedingungen doch noch so manches fehlt, andere wieder resignieren und finden sich ab, Hauptsache, es bleibt ihnen ein Rest spontaner Lebensfreude – allzu genaues Nachdenken trägt für sie nicht dazu bei. Aber auch die Emanzengeneration, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren wurde, wollte ursprünglich nur ihren Lebensweg gehen und dabei möglichst viel Freude haben. Sie fand jedoch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als viele Bedingungen vieler Möglichkeiten neu verhandelt wurden, dass ihre Wege zu kurz und zu starr vorgezeichnet waren. Sie rebellierte. Sie stürzte vieles um und entwarf manches neu, was im sozialen Zusammenlebens für



unverrückbar gegolten hatte. Das war eine große Leistung und eine tolle Zeit.

Auf dem umgegrabenen sozialen Gelände laufen die alten und die jungen Frauengenerationen nun heute mit sehr viel höheren Freiheitsgraden umher. Dass die Bewegung aber weitergehen muss, dass die Möglichkeiten noch immer nicht den denkbar besten Bedingungen entsprechen – das wissen die älteren Frauen, das ahnen die jüngeren, und das bestreiten die ganz jungen, weil diese zwischen gefühlten Freiheitsgraden und objektiv gegebenen noch nicht unterscheiden können. Weil die erkämpften und jetzt gegebenen Grade eben schon vieles ermöglichen und noch mehr versprechen. Wenn die jetzige Alt-Emanzen-Generation sich ganz zurückgezogen hat oder ausgestorben ist, wird die nachfolgende Generation vor demselben Dilemma stehen. Sie wird sich darüber freuen, wie rücksichtslos und spontan die jüngste Frauengeneration ins Leben hinausfährt, wird stolz darauf sein, die Bedingungen dieser neuen Möglichkeiten mitgestaltet zu haben, und sich zugleich darum sorgen, dass die noch unerledigten Aspekte der Befreiung übersehen werden könnten, dass ein Rollback nicht ausgeschlossen und dass die Jugend blind sei gegenüber der Notwendigkeit, die Errungenschaften zu verteidigen, um sie zu sichern. Und so wird es womöglich weitergehen.

Wie kommt das? Warum ist nicht mal irgendwann wirklich alles gut? Warum erscheint der Zeitpunkt, an dem frau sich zurücklehnen kann und sagen: Die Arbeit ist getan, so fern? Warum können wir – in absehbarer Zeit – als Frauen nicht wirklich spontan drauflosleben, wissend, dass die Gleichberechtigung nun kein Thema mehr sein muss? Bleibt am Ende die vollendete Emanzipation ein Wunschtraum, weil sie, so wie sie jetzt gedacht wird, gar nicht umsetzbar, weil sie eine Illusion ist? Oder

reicht es, wenn frau sich eingesteht, dass sie mit quasi unendlichen Zeiteinheiten zu rechnen hat? Vielleicht aber setzen wir auch nur die falschen Prioritäten ... Eine solche Einsicht: Es kann ewig dauern, bis die Freiheit der Frauen verwirklicht ist, und eine solche Furcht: Es geht vielleicht einfach nicht mehr weiter oder sogar zurück, die Einsicht und die Furcht müssen Gründe haben, welche sich benennen lassen. Das versucht der folgende Essay.

## Kapitel 1: Kategorien

Die Art, wie sich die Menschen bewegen, wie sie gehen, sitzen, etwas suchen oder umhertragen, etwas mitteilen oder sich anhören, ist immer unterschiedlich: zum einen individuell, denn jeder, jede hat einen persönlichen Ausdruck. Aber auch geschlechtsbezogen, denn Männer und Frauen bewegen sich nicht gleich; schon von Weitem lässt sich auf der Straße erkennen, ob es ein Mann ist oder eine Frau, die sich nähert oder weggeht. So ist es auch mit Stimmen, die man hört, ohne die Sprechenden oder Rufenden zu sehen. Man weiß sofort: Es ist eine Frau, die ruft, oder: Es ist ein Mann. Die Irrtumswahrscheinlichkeit ist nicht groß, aber sie ist vorhanden. Es gibt Männer mit weicher Gestik und Frauen mit kantiger, es gibt Männer mit hoher Stimmlage und Frauen mit tiefer, und so kann man sich täuschen. Aber bezogen auf die große Zahl sind die Unterschiede deutlich und klar. Schließlich gibt es die Meinung, dass Männer sich mehr und mit größerer Kraft und Freude bewegen als Frauen, und es gibt die Beobachtung, dass männliche Stimmen weiter tragen und eine größere Entschiedenheit ausdrücken als weibliche. Das wären dann mit Werturteilen befrachtete Verallgemeinerungen, die zu Fragen führen, woher das alles kommt.

Die Antworten, die wir haben, sind umstritten. Manche führen die Neigung der Frauen, auf ihrem Sitz in der Straßenbahn die Beine überzuschlagen, und die der Männer, mit gespreizten Knien dazusitzen, auf den unterschiedlichen Bau der Gelenke bei den Geschlech-

tern zurück. Man kann aber auch argumentieren, dass Frauen dazu erzogen werden, wenig Platz zu einzunehmen, und deshalb die Beine überschlagen und dass Männer dazu ermutigt werden, viel Platz zu beanspruchen, und deshalb gern breitbeinig dasitzen. Bei den Stimmen sagt der Hinweis auf die unterschiedliche Anatomie des Kehlkopfes bei den Geschlechtern schon vieles – aber nicht alles. Der Ausdruck einer Stimme ist von vornherein dadurch gefärbt, welche Resonanz der sprechende, rufende oder singende Mensch erwartet. Und die kann, je nach dem, wie eine Gesellschaft die Geschlechterfrage beantwortet, ebenfalls sehr unterschiedlich sein. Angeborene Eigenschaften und epochentypische Erziehung, natürliche Anlagen und kulturelle Gepflogenheiten, genetische Ausstattung und gesellschaftliche Erwartungen – das ist immer alles zugleich da, eines durchdringt das andere, widerspricht ihm oder ergänzt es, bestätigt oder verändert es. Heraus kommt eine Art Kompromiss oder Mittelwert, weshalb es nichts bringt, das eine gegen das andere auszuspielen. Auch ist die Natur kulturell beeinflussbar und sozusagen dehnbar und die Kultur von der Natur abhängig, beeindruckbar und bildbar, was uns lehrt, beide Faktoren weniger in Opposition als in Relation zu sehen. Ein Mädchen, das auf Bäume klettert, kann ein Zeichen dafür sein, dass der weibliche Bewegungsdrang dem der Jungen naturgemäß in nichts nachsteht. Das kletternde Mädchen kann aber auch eine Ausnahme sein, es kann für den Bruch eines Tabus stehen oder für die Begründung einer neuen Tradition. Es kommt immer auf den Kontext an. Und zu dem gehören die natürlichen Voraussetzungen und kulturellen Standards der Vergangenheit ebenso wie die lebendigen Kompromisse der Gegenwart und die verschiedenen für die Zukunft erstrebten Veränderungen. Es ist also nicht so einfach, das Geschlechterverhältnis

in der jeweiligen konkreten Situation zu verstehen und dann auch noch zu verändern.

Die beiden Kategorien, die unseren Gedankengang bisher strukturiert haben, heißen *Gleichheit* und *Verschiedenheit* (oder *Differenz*). Sind nicht die Bedürfnisse, Baumwipfel zu erklettern, bei beiden Geschlechtern gleich, nur die Bedingungen, die Mädchen und Jungs jeweils vorfinden, wenn sie klettern wollen, unterschiedlich? Oder sind auch die Bedürfnisse unterschiedlich? Sind sie bereits geschlechtsbezogen unterschiedlich oder nur individuell? Wünschen nicht beide Geschlechter, mit ihren Stimmen durchzudringen, wobei aber die Frequenzen, auf denen ihre Ausrufe schwingen, dem einen Geschlecht mehr, dem anderen weniger Kraft verleihen? Oder liegt der Unterschied im Gehör, das beide finden, nur an sozialen Parametern? Die Antworten auf diese Fragen sind oft schwer zu geben, manchmal kommt man überhaupt nicht dahinter, manchmal nur näherungsweise. Das Sich-Festbeißen an den Begründungszusammenhängen von Gleichheit und Verschiedenheit ist misslich, das Darüber-Hinweggehen erst recht. Was also tun? Es bleibt nicht viel mehr übrig als die konkrete Analyse der konkreten Situation samt ihrem geschichtlichen Hintergrund. Gehen wir also freiweg rein ins gedankliche Gelände.

Eine weitere Kategorie, die wir jetzt brauchen, um voranzukommen, ist die Kategorie der *Herrschaft*. Sie hat das Verhältnis der Geschlechter die gesamte menschliche Geschichte hindurch strukturiert, wobei die Männer das beherrschende Geschlecht waren und die Frauen das beherrschte. Epochen des Matriarchats, in denen es umgekehrt war, sind entweder mit den primitiven Gemeinschaften, in denen sie prägend waren, untergegangen oder bloße Legenden. Sie sollen uns hier nicht weiter kümmern. Wir beziehen uns auf die ausdifferenzierten

Gesellschaften der Moderne und ihre Vorgeschichte bis hin zur Antike, und hier finden wir überall die hierarchische Struktur im Zusammenleben der Geschlechter. Es waren (und sind) patriarchalische Gesellschaften, in denen der Mann entschied und die Frau ihm unterstand und von ihm abhängig war. Die Söhne wurden auf den Status des Oberhauptes der Familie vorbereitet, in allen Schichten, von ihren Vätern ebenso wie von ihren Müttern. Und die Töchter erzog man für ein Leben in Abhängigkeit von Vätern und Ehemännern. Nun könnte man den Schluss ziehen, dass angesichts einer so durchgängigen Geschichte der Herrschaft von Männern über Frauen während vieler Tausender von Jahren die Bereitschaft beider Geschlechter, es mit dieser patriarchalen Struktur gut sein zu lassen, als erwiesen gelte und man die Debatte schließen dürfe.

Dagegen spricht, dass das Geschlechterverhältnis als ein Herrschaftsverhältnis in der Vergangenheit und erst recht in der Gegenwart nie stabil war und ist und dass die Freiheitsgrade, die das unterworfenen Geschlecht beansprucht hat, sich in Zahl und Bedeutung stets geändert und seit zweihundert Jahren kontinuierlich erhöht haben. Wir sind heute so weit, dass wir sagen können: Das Herrschaftsverhältnis soll als solches abgeschafft und nicht etwa umgekehrt werden. Die Männer haben ihre beherrschende Rolle ausgespielt, die Frauen wollen eine solche Rolle keineswegs erben, beide Geschlechter sollen als gleichwertig und gleichberechtigt anerkannt werden. So der Konsens in weiten Teilen der westlichen Gesellschaften. Der kleinere Teil dort und der größere im Rest der Welt, der unbelehrbar scheint und an den obsoleten Verhältnissen festhält, schießt quer, scheint aber – im Westen – auf dem Rückzug.

Es gestaltet sich nun der Prozess der Verabschiedung des überlebten Herrschaftsmodells ausgesprochen mühsam.

selig. Der Frauenbewegung, also der Avantgarde weiblicher Rebellion gegen den Herrschaftsanspruch der Männer und die entsprechend schiefe Machtverteilung in der Gesellschaft, wird immer wieder vorgehalten, sie habe sich verausgabt und keine neuen Ideen auf Lager. Die Situation der Frauen selbst hat sich zwar seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts deutlich in Richtung Gleichheit verbessert, vor allem, was Ausbildungs- und Berufschancen betrifft, aber noch nicht wirklich umfassend erneuert. Die Fortwirkung alter Rollenmuster, besonders unter Frauen, die Mütter geworden sind, scheint ausgesprochen zäh. Ein Stocken der Freiheitsbewegung der Frauen, ja eine Gefahr der Rückentwicklung wird befürchtet. Das ist die Ausgangslage, an die wir unsere Fragen und Erwägungen für Antworten knüpfen wollen.

Wenn es stimmt, dass Traditionen und Gewohnheiten sich genetisch einschreiben in die Konstitution der Individuen – wo sie allerdings jederzeit wieder mit anderen Informationen überschrieben werden können –, wenn es stimmt, dass die alten Verhältnisse sich über die Zeit hinaus fortschleppen, in der sie vom Verstand und vom Erneuerungsbedürfnis der Menschen längst zum alten Eisen erklärt worden sind – und vieles spricht dafür –, dann haben wir als Frauen im Prozess der Emanzipation viel mehr zu tun, als nur gleiche Rechte zu fordern. Denn dann steckt die Herrschaft in ihren beiden Ausprägungen, der Dominanz und der Unterwerfung, der Prärogative und dem Gehorsam, dem Machtbewusstsein und der Bereitschaft zum Klein-Beigeben, in den winzigsten Verästelungen des menschlichen Zusammenlebens, des öffentlichen ebenso wie des privaten. Das hieße, dass wir einen Mann nicht nur deshalb an seinen Bewegungen erkennen, weil diese Bewegungen naturgemäß eckiger sind als die einer Frau, sondern auch, weil sie, sozial-kulturell begründet, stärker darauf aus sind, Folgsamkeit

zu erwirken. Es hieße, dass wir eine weibliche Stimme auch deshalb von einer männlichen unterscheiden, weil sie im Unterton eine Tendenz zu dieser verlangten Folgsamkeit spüren lässt.

Das aber bedeutet, dass Herrschaft als Anordnung und Unterordnung – oder auch Auflehnung gegen die Erwartung, Unterordnung zu verlangen oder zu leisten – *überall* ist, dass wir gar nicht darum herumkommen, ihr alltäglich und an jedem Ort zu begegnen. Und wenn sie überall ist, ist sie auch schwer wahrnehmbar. Wird sie doch wahrgenommen, zeigt sie zugleich, wie verbreitet, wie fein verteilt in allen Aktionen und Reaktionen sie ist, wie ubiquitär, wie unweigerlich. Da kann schon das Gefühl einer Sisyphusarbeit aufkommen. Und zwar bei allen, die am Prozess der Emanzipation teilhaben, sei es als Vorantreibende oder Aufhaltende, als Subjekte oder Objekte, als Beobachtende oder Involvierte. Das verbreitete Gefühl von Überforderung einerseits: Es ist alles zu viel, und Unterforderung andererseits: Es ist doch längst alles gesagt, hat hier seine Ursache. Die Soziologieprofessorin Ute Gerhard hat die schwierige Situation folgendermaßen kurz in Worte gefasst: »Der Widerspruch zwischen Befreiung und Beschränkung, zwischen der Rede von der Emanzipation und tatsächlicher Unterordnung der Frau unter männliche Dominanz begleitet die Frauen- und Geschlechtergeschichte der Neuzeit seit der Französischen Revolution.«

Die Geschlechtscharaktere in den Jahrhunderten zuvor wiesen allerdings mannigfache Unterschiede auf, sie waren quasi gewichtet und ausgestaltet durch alle anderen Herrschaftsformen, die es in der jeweiligen Epoche gab. Die Dame am Hofe eines italienischen Renaissancefürsten lebte anders und gab sich anders als eine Bürgerin kurz vor der Revolution in Paris, und eine Kaufmannsfrau im mittelalterlichen Augsburg arrangierte